

gottward Koeke: Festrede im Namen des Glog-August -
Universitäts der Akademischen Preisverteilung am 4. Juni 1902.
Göttingen.

Vom literarischen Publikum in Deutschland

1902

Die Göttinger Literaturhistoriker bis auf Goedeke spiegeln ein gutes Teil der Wandlungen wieder, die der literarisch-historischen Forschung Deutschlands überhaupt beschieden waren. Voran die ästhetischen und namensschwere Büchergelehrsamkeit der Baumann und Hamberger, Gyting und Neuf, die im Chaotischen unserer schönen Bibliothek besonders üppig gedieh. Wir belächeln die hilflose Polyhistorie des Conspectus reipublicae literariae, die aus dem dunkeln und sterilen zehnten Jahrhundert nur einen Papst, einen Kaiser und ein Weib zu nennen weiß, aber im siebzehnten und achtzehnten verschollener Namen endlose Reihen abspinnend, zahlreich wie die Bienen von Hymel, Lateiner über Lateiner. Wir belächeln die synoptischen chronologischen Tabellen, die geistliche und Profanaufzählungen von Adam bis auf Gebastian Brant herunterzählen, bekräftigen uns vor dem gewissenhaften Fleiß, der nie ein Bedürfnis des Urteils, der Darstellung, ja nur der Gruppierung empfindet. Nun ja, wenn wir nur selbst lebendigere Fühlung mit jener versunknen Welt lateinischer Gelehrten hätten, die durch Jahrhunderte dichtend, sammelnd und forschend statische Provinzen deutschen Geisteslebens beherrscht haben.

Das in seiner Art imposante Unternehmen einer allgemeinen Göttinger Literaturgeschichte, das Eichhorns rastlose Betriebsamkeit inszenierte, fand in einem allumspannenden Rahmen auch für die schönen Wissenschaften Raum: Friedrich Bouterwek hat das Verdienst, mit ungewöhnlicher Belesenheit zum erstenmal ein umfassendes Bild der gesamten abendländischen Dichtung gezeichnet zu haben, eine wissenschaftliche Vermittlung des großen Gedankens der Weltliteratur, der dank Goethe und der Romantik nirgend so tiefe Wurzeln geschlagen hatte wie im deutschen Geiste. Aber Bouterwek fehlt der erkenntnisfrohe Enthusiasmus: der Dichter des „Grauen Donauar“, eines müden

Nachzüglers der Stürmer und Dränger, hatte mit seiner poetischen Vergangenheit verbrießlich gebrochen, und mit der dichterischen Gegenwart, die ihn in spärlicher Lippigkeit umhüllte, lag er in ästhetischem Sader; der geschichtliche Geist Herders und der neuen Zeit hat ihn nicht berührt. Geschmacksvolle Urteile sind keine Geschichte; die alte Erfahrung, daß dem Ästhetiker zur Literaturgeschichte das Beste fehlt, bestätigt Bouterwek ebenso schlagend wie später Böhm, der der deutschen Dichtung die Daumschrauben Hegelscher Dialektik aufpreßte. Und selbst sam: selbst den groben und seinen Fäden, die alle die reichen Literaturen Europas mindestens seit dem fünfzehnten Jahrhundert zu einer großen Einheit verbinden, geht ihr fleißiger Kenner nicht nach: eine stellt er isoliert neben die andre: wer wissen will, daß es auch damals schon in Göttingen ein wenig vergleichender Literaturbetrachtung gab, freilich sehr anderer Art, als sie Benfens große Entdeckungen uns später gelehrt haben, der gehe zu Charles de Villers, dem edlen Frangosen, der sich für die Akropolis deutscher Wissenschaft in den bedrohlichen Sägen des Königreichs Westfalen hingehend einsetzte. Ein feuriger Prophet deutscher Geistes, hat er, Jahre bevor Frau von Staël l'Allemagne entdeckte, in einem weislichen und zartfühlenden Essai das irische Begehren französischer Liebespoeten mit der heilig unschuldigen Liebe der Klopstock und Gleim sinnvoll verglichen, zur Ehre des neuen Vaterlandes seiner Wahl, in dem er staunend jene Ehrfurcht vor dem Weibe wiederfand, die einst Socrates an den Germanen der Vorzeit bewunderte.

Als Bouterweks Geschichte der deutschen Literatur ihren Abschluß erreichte, da standen die Füße derer schon vor der Tür, die sie zu Grabe tragen sollten. Die Meister der neuen Zeit sind noch seine Kollegen gewesen; Benedek und Sachmann und die Brüder Grimm, Welcker und Deßfries Müller. Die nachschaffende Kraft des individuellen Verstandnisses, vor der die Gestalten der Vergangenheit zu neuem Leben aufsteigen, das schauende Auge, das durch Sage und Dichtung in die Seele der ältesten Volksgeschichte dringt, diese großen Philologen tugen lassen ahnen, welche Ziele einer Literaturgeschichte der Zukunft winkten. Aber den entscheidenden Schritt haben nicht die Philologen getan, die mit gutem Grund nur schwer von der Forschung zur Darstellung gelangten. Der Jugendmuth eines ganz modernen, antroman-tischen Historikers hat in verwegenem Wurf, in entschlossenem Willen der Gestaltung und des Urteils ein Gebäude hingestellt, an dem man

jeden Stein behauen und verrücken, jede Linie des Nisses umzeichnen möchte, dessen Grundmauern wanken und dessen Wände klaffen, und das trotz allem noch heute eine an Beschämung streifende Bewunderung erwecken muß. Es gibt wenig Bücher, aus denen der deutsche Philologe so viel befruchtenden Gewinn und so viel gründlichen Ärger schöpfen kann wie aus der Geschichte der deutschen Dichtung von Georg Gottfried Gervinus.

Wer selbst so stark ist in Liebe und Haß wie der Heißblütigste der Göttinger Sieben, der verträgt keine Lausheit des Urteils. Wollt ich parados sein, so möchte ich behaupten, daß Gottes Born ihn zum Literarhistoriker gemacht habe. Aber Gottes Born ist dem Menschen bekanntlich oft wohlthätiger als seine Gnade. Bei sicherem Laß für das Bedeuteude entriet Gervinus, der Philologie innerlich fremd, peinvoll des echten Gefühls für die Form, die äußere und innere; seiner groben Energie fehlt die empfindliche Witterung schmiegsamen Einlebens, fehlt selbst der ruhige Sinn für harmonische Schönheit; die stille menschliche Größe Goethes ist ihm in ihrer Vollendung verschlossen wie die ungeheure Triebkraft des romantischen Geistes, in dessen Bann wir heute stehn wie je: in schmerzende Dissonanzen klingt das gewaltige Werk aus. Denn was Gervinus nicht versteht, das schilt er: der Schüler Schillers glättet nur selten die rhodamantischen Stirnsalten des richtenden Historikers zu der misfühlenden Hingabe des Philologen: für ihn ist die Kritik der Brüder Schlegel vergeblich gewesen. Auch der liberale Politiker wird durch seinen unverwundlichen Bonfens nicht immer im Zaum gehalten. Und dennoch ein befreitendes Werk, vor dem die tadelnde Zunge verstummt! Daß auch Literaturgeschichte Geschichte ist, nichts als Geschichte — es klingt trivial, und doch hat erst Gervinus dafür den Beweis der wissenschaftlichen Sat erbracht. Man braucht nur Desfrid Müllers vielgelesenes Buch daneben halten, um die überlegene Großartigkeit der Gervinusschen Schöpfung zu würdigen. In dem gewaltigen Zusammenhange der deutschen, ja der europäischen Geistesgeschichte spielt sich das Bild unsrer Dichtung vor uns ab; wir ahnen die unentzimbare Notwendigkeit, deren Erkenntnis der Historiker aufstreben muß; die leuchtenden Höhen unsrer Kunst werden nicht mit dem Wohlgefallen ästhetischer Lust betrachtet, sondern sie wachsen empor über die breit hingelagerten Ketten der Vorberge, über die weiten Flächen der Niederungen. Gewiß, Gervinus ist den un-

gehören Stoffmassen, die er bewältigen mußte, ein gebietender Despot gewesen, kein vernehmender Freund. Aber die Kraftleistung, die ihn aus unzähligen Handschriften und verschollenen Büchern den lebensvollen Hinter- und Untergrund gewinnen ließ, auf dem die bekannten Seldten der deutschen Dichtung sich jetzt erst in der rechten Umgebung zeigen, diese Kraftleistung können wir kaum ermessen, deren das Material in sauberen Neudrucken bequem zur Hand liegt, und die wir gewohnt sind, wo uns etwas Neues entgegentritt, zunächst einmal den selten versagenden Nothelfer Goedeke nachzuschlagen. Der hat uns freilich gelehrt, daß auch Gervinus' Belesenheit nur Stückwerk und oft Zufall war.

Viele unter Ihnen haben Karl Goedeke noch gekannt; ich hege sein lebensprübendes Bild in freiem Herzen. Wenn er nur der Verfasser des Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung ist, dieses unendlich gelehrten, unentbehrlichen, wortkargen Registers unzähliger wohl-disponierter Namen, Daten, Titel, Zahlen, der möchte ihn wohl für einen Nachfahren der guten alten leblostrothen Göttinger historia litteraria halten. Er hing mit ihr zusammen, ohne Zweifel! und ihrer Nachrufer, unsrer herrlichen Bibliothek, ist nie ein stolzeres Lob gelungen worden, als in der schweigenden Verehrsamkeit dieser Bücher-titel. Aber Jakob Grimmus begeisterter Schüler, in dessen warmem Blut immer etwas von der Unruhe der Jahre 38 und 48 zuckte, der in der glühenden Seele auch den Pforten, Journalisten, Politikern und was weiß ich alles neben und vor dem Professor beherbergte, er hatte gelesen, was er verzeichnete, seiner schauenden Phantasie entquoll aus dem dünnen bibliographischen Material strömendes Leben, sein nationaler und liberaler Enthusiasmus erblickte hinter den öden Massen der Modeliteratur, hinter den langen Reihen der Handschriften und Auf-lagen beliebter Werke nicht nur den gebenden Künstler, sondern mehr als irgendeiner seiner Vorgänger auch den empfangenden Seil, das be-merkte Publikum: war dies Publikum doch sein geliebtes deutsches Volk. Von selbst hat es nicht gelinset, der stummen Sprache seines Repertoriums Worte zu leihen: knappste Andeutungen lassen kaum ahnen, wie er die Dinge sah; eine lausliche Sprödigkeit band ihm die Lippen um Bunde mit der Reuschheit niederländischer Empfindung; nur selten einmal schlägt die Flamme hoch, um sich spöttisch alsbald zu verzehren. Die Summe der von seiner grandiosen Gelehrsamkeit schweigsam ein-

geheimsten Schätze für das Gesamtbild der deutschen Literatur zu heben, ist immer noch eine Aufgabe der Zukunft, so viele auch seit bald einem halben Jahrhundert treustrebig auf seinen Bahnen gewandert sind.

Die größten Fortschritte der deutschen Literaturgeschichte seit Goethe und Goethe haben der tiefdringenden Erkenntnis dichterischer Persönlichkeiten, dem historischen und künstlerischen Verständnis bedeutender Einzelercheinungen und Gruppen gegolten. Wir haben ausgezeichnete Biographien, die auf Goethes Spuren ihren Helden aus der Welt, die ihn geboren hat, organisch sich entwickeln lassen; wir haben gelernt, das Wachstum einer Dichtung aus ihren Reimen heraus ihre menschliche und poetische Notwendigkeit zu begreifen; Stilanalyse und Stilbeschreibung, Quellen- und Motivuntersuchung, das weite Gebiet formaler Betrachtung hat überall an Feinheit und Schärfe gewonnen. Wer Schillers schönes Werk mit Goethe vergleicht, wird sich der ruhigen, heiter klaren und warmen Würdigung unserer Großen rücksichtslos freuen, wird von der einheitlich geschlossenen Sicherheit geschichtlichen Zusammenhanges stark gefangen werden. Aber diese Überlegenheit ist erkauft durch eine energisch wählende und konzentrierende Beschränkung des Stoffes und der Aufgabe. Und die freie Höhenwanderung im reinen Äther, ob sie noch so reiche und weite Ausblicke in die Ebene gewährt, kann das geduldige Durchstreifen des flachen Landes im Dunst der Däse nicht erbehrlich machen: Niemand hat das besser gewußt, als eben Schiller. Das Drama der Geschichte spielt sich nicht nur unter Königen und Helden ab. Mehr und mehr sind der historischen Forschung die Statisten alter Lage zu Akteuren geworden. Gewiß, die produktiven Kräfte, nichts spricht da deutlicher als die Literaturgeschichte, sind bei wenigen führenden Geistern. Aber die mächtigen, unübersehbaren geistigen Strömungen, von denen alle Zeiten zu sagen wissen, die hereinbrechen wie beständige Naturgewalten, sie überwältigen die Massen um so sicherer, je ferner sie von ihrem Quell, sie wirken wie alle Mode dann am unentrinnbarsten in den flachen Tiefen, wenn sie von den Höhen längst verschwunden sind. Geistige Larvinnen brauchen mehr Zeit als die vollenden Schneemassen der Alpen. Leibniz betätigte bei uns seine breiteste Macht vielleicht in den Sagen der Nicolai und Konforten, die Ideen Rousseaus und der Stürmer und Dränger wurden populär erst mit Kogebue und Lafontaine. Geschichtlicher und geistiger oder gar ästhetischer Wert sind sehr

verschiedene Dinge. Die Literaturgeschichte aber ist, ich wiederhole das, vor allem Geschichte, sie sollte die Krone der Geschichte sein, so gewiß der Geist wahrer und wirklicher ist als die Materie, so gewiß wir Menschen und Völker besser aus ihren Idealen kennen lernen als aus ihren Taten. Aber soll sie leisten, was ihres Amtes ist, so muß sie zu der philosophischen und philosophischen Vertiefung die geschichtliche Beherrschung der breiten Massen fügen. Sie darf sich nicht künstlerisch ihr Gebiet verengen, wie sie es lange sünderhaft getan hat. Wer deutsche Literaturgeschichte vor Gottschied und Haller schreibt und kümmert sich nicht um die lateinischen Autoren Deutschlands, der gibt nur einen unzulänglichen Ausschnitt, nicht immer des Wichtigsten: in den Jahrhunderten des Humanismus und der Reformation z. B. ist die deutsche Dichtung beinahe Mittellaster, die entwicklungsfähigen Reime der Zukunft ruhen im Schoße der neulateinischen Poesie. Daß die protestantische Wissenschaft sich um die eigentümlich katholische Literatur unerschütterlicher kümmern müsse, hat schon Hamberger ausgesprochen. Immer deutlicher wird der enge Zusammenhang bildender und redender Kunst von der romantischen Symbolik bis zum Jugendstil: das Nürnberg-Direkt ist auch uns fast wichtiger als das Nürnberg des Hans Sachs. Die Geschichte des Liedes ist von der Entwicklung der Sonettkunst nicht zu trennen. Wer will Hauptmann und Sudermann verheißt, der nicht von Darwin, Marx und Nietzsche wüßte? Humanismus und Romanistik sind Weltanschauungen, keine literarischen Richtungen. Anders steht die Lust oben und unten: Goethe und Vulpius, Faust und Rinaldo sind zu gleicher Zeit Lieblinge der Nation gewesen. Neben dem individuell Bedeutenden darf in dem Gesamtbild der modernen Lyra nicht fehlen. Den Historiker interessiert nicht nur das Vordringende und Bewegte, auch das Heimende und Ruhende. Und die Literatur ist kein Selbstgespräch. Der Dichter spricht bewußt oder unbewußt zu einem Publikum, seine Werte reden weiter, vielleicht einbezüglicher und tiefer erregend, wenn er selbst längst verstummt: nicht nur das erste Erscheinen eines Buches hat Bedeutung, auch sein letztes. Wir müssen nicht nur die Lebenden kennen, auch die Empfangenden, nicht nur das Samenorn, auch den Boden, auf den es fällt. Den betäubenden Wirbel sich durchkreuzender geistiger Einflüsse, den wir alle, unabhängig des Gleichgewichts während, im Leben der Gegenwart erleben, der Literaturhistoriker wird ihn auch in der Vergangenheit auf-

suchen müssen: aber das tobenbe Wirrsal, das dem Mitlebenden die Ohren sprengt, soll sich ihm zu einer gewaltigen Symphonie reicher Kräfte klären. Die Dersimme werden immer die produktiven Eingelen führen, sie wissenschaftlich zu erfassen wird stets die erste und schönste Pflicht der Forschung sein. Es geschieht auch im Gedanken an Gervinus und Goethe, wenn ich heute von den Grundrissen, dem deutschen Publikum, spreche.

Romantik und Liberalismus begegneten sich in der vertrauenden Liebe zum Volke. Jakob Grimm glaubte an die dichtende Volkseele wie an die schaffende Natur; Dürst Müller empfindet eine unverholene Befriedigung darüber, daß nicht das Pfistrafische Asehen, sondern der junge Freistaat die ersten dauernden Blüten künstlerischen Schaffens erlebt hat; Gervinus atmet auf, als er erzählend von den Mittern zu den Bürgern kommt; und Goethes feurige Überzeugung läßt ihn leidenschaftlichen Groll empfinden gegen alles, was eine Kunst aufweist zwischen dem großen Volke und seiner Kunst: gesellschaftliche, ästhetische, humanistische Bildung sind ihm fast feindliche Mächte, die die Einheit der Nation zerreißen, und es wagt in ihm von innerem Zwiespalt, als er darum Wolfram, Goethe und Schiller verworfen muß und sich zu Hans Sachs bekennen. Denn das ist die Antwort der Geschichte, soweit sie uns im klaren Lichte liegt. Eine Kunst, eine Bildung hat es gegeben, als Adam und Eva im Paradiese lebten; sie wird es wieder geben, wenn es demokratischer Zivilisierungswut gelingen sollte, alles Große klein zu kriegen: Leben ist Ungleichheit, je reicher je ungleicher. Jede ernste und edle Kunst ist ausgegangen aus dem Engen, ist geboren oder doch genährt in einem beschränkten Kreise vornehmer Geister: war es nun der Hof Augusts oder der Medici, des roi soleil oder der jungfräulichen Königin, oder größer als sie alle, das kleine stille Residenzstädtchen, das die Alm bespülte, war es der akademische Poetenkreis von Erfurt, der begeisterte Studentenbund im Gaim, war es die Gefühlsaristokratie der Mystik und des Pietismus, war es die stille unausgesprochene Bruderschaft vom gemeinsamen Ideal. Diese vornehme Kunst siegt nur selten mit jähem dröhnendem Erfolg, aber sie siegt, indem sie erzieht. Haben wirklich des Alchilos Chorgeränge und des Pindar Hymnen mit einem Schlage Eingang gefunden in das Herz der großen begeisterter lauschenden Menge? Es wäre das wunderbarste Zeugnis für die unbegreifliche Kraft hellenischen Genies. Ich glaube

nicht an dies Wunder. Auch unter uns Neuen gehören oder gehören die göttliche Komödie und der Hamlet, der Parzival und der Faust nicht nur zu den gepriesensten, sondern auch zu den gelesensten Werken der Weltliteratur; aber sie haben das Publikum erst geschaffen, das sie verstand. Sie sind die treuesten Freunde ihres Volkes gewesen: sie haben es über sich selbst emporgehoben, haben es reicher gemacht und besser. Das ist die Volkstümlichkeit, die ich mir lobe. Die lebenswichtige Kunst und heitere Weisheit des Hans Sachs hat ein beglückendes Begehren in der Dämmrung gegeben, hat auch manch freundlich blinkendes Lichtlein den guten Freunden und Nachbarn aufgesteckt, hat vielen brennen Geelen wohlgetan: das ist wahrlich nicht wenig. Aber jene Schwärzen haben denen, die ihnen lauschten, die ahnende Sehnsucht nach der Sonne gegeben: und das ist alles.

Der Traum von der einen Kunst für das ganze Volk wird sich höchstens in den seltenen Augenblicke der Weltgeschichte erfüllen, wo ein Gefühl alle Herzen bewegt. Nicht nur die Unterschiede der Bildung und des Standes, die man zum Gündenboß zu machen pflegt, hindern die Einheit der Wirkung. Immer wird es Junge geben und Alte: selbst die Kennendichster mußten erfahren, daß der älteren Generation die goldene Zeit der deutschen Literatur bei Klopstock und Lessing, wenn nicht gar bei Haller und Gellert lag. Immer wird es Männer und Frauen geben; und wir erleben immer wieder, daß die Frauen, die den Mann so gerne zu Form und Saft bilden, die im Leben den ganzen Mann so wohl zu schätzen wissen, für künstlerische Form und für die Gestaltung intimer Entwicklungsprobleme ein merkwürdig unsicheres Verhändnis haben und den Halbännern literarisch den Vorzug geben: der painende Liebesroman in Prosa ist unter dem Schutz vornehmer Danten bei uns eingezogen, und die frauenholdigsten Poeten unserer Literatur waren der haltlose Philipp Besen und Jean Paul. Dief schneidet die Trennung der Konfessionen ein: daß das katholische Deutschland durch Jahrhunderte sein eignes stöckendes Leben geführt hat, aus dem es uns trotz Jesuitenhumanismus und üppigen Jesuitenbarock bestellend muffig umwittert, das ist nicht nur protestantische Sänholung; ganz ausgefüllt ist der Riß noch immer nicht. Und noch heute weiß manch geschmackvoller Streicher mit Heinrich von Kleist nichts anzufangen, noch heute klingen norddeutscher und süddeutscher Humor schlecht zusammen; wie stolz erhob sich einst der höfisch fortgeschrittene

Süden und Westen Deutschlands über die wilden Niederfachsen und die lärmenden Thüringer, wie schöne zuckte in den Sagen von Opiß und Gotsched' der gebildete Schlesiener und Gasse die Achseln über den groben Schwärzer und Baiern; es liegt tief in der Stammesart, daß die präzise Prosa im Norden, der kräftige Realismus im Bairischen, die leichtbewegte Empfindlichkeit des Geistes im Fränkischen früh gedieh. Bunt wie die Zusammenfügung ist denn auch der Geschmack des günstigen Publikums: Moral und Zote, ideale Wunderferne und naturalistische Alltagsnähe halten in mittelalterlichen Sammelhandschriften freundlichste Nachbarschaft; konnte man eben noch erhöhte Sprache nur in Versen denken, so erweckt jetzt ein Epos in Versen Hausschaudern; bald ist dem verehrlichen Leser die Länge ein Lob, bald die Kürze; halb behagt das Alte, bald das Neue. Nur wenig durchgehende Neigungen sind deutlich: so starknervig das Publikum in Blut und Greneln zu baden weiß, noch lieber ist es weich, scheut den vollen tragischen Ernst, geleitet Vater und Sohn aus dem furchtbaren Kampf, der einfiel den greisen Helden zwang sein teures Kind zu morden, lieber scherzend zu der besorgten Mutter, entfreit die geraubte Prinzessin unverletzt den Affentaten der Schnabellente und läßt Hamlet und Cordelia, Othello und Desdemona am Leben. An der Moral hat dies Mittel freilich seine Grenzen: den Grafen Gleichen durften weder Goethe noch Klopstock glücklich lassen. Eine gesunde Srene besitzt das Publikum bei aller Veränderungsinst: wir kennen viele Dichtungen des zwölften Jahrhunderts erst aus Handschriften und Drucken des fünfzehnten; Parzival, Nibelungen und Iwein haben den Buchdruck erlebt. Dieser hat, wie er die Produktion unglaublich verstärkte, den schnellen Geschmackswechsel begünstigt: aber noch das Narrenschiff und der Grotianus und der Simplicesimus, die asiatische Banise und die Insel Felsenburg haben drei Menschenalter dankbarer Leser erfreut. Wie viel länger hat man an Alrunds wahrem Christentum sich erbauet! Und Gellertes Fabeln sind noch heute lebendig. Umschmeichelt viel und viel gescholten hat das Publikum, das man nicht ehren will, wenn man es das große nennt, den Dank des Literaturhistorikers wohl verdient: der Augenblickserfolge mag er lachen; den Kanon bedeutender Werke, die den Tag überdauern, hat er nur zu beständigen. Die Geschichte dieses vielköpfigen Kritikers, der eigentlich das bequem Unterhaltende liebt und der sich trotzdem dem Großen und Edlen immer noch mit besonderer

Wärme zu Eigen gegeben hat, soll noch geschrieben werden. Nur Streiflichter dürfen hier aufleuchten.

Wir sind in Wien, ums Jahr 1190. Herr Reinmar der Alte, der aus dem Elsaß modische Kunst gebracht, singt der abendlichen Gesellschaft vom Leid seiner Liebe neue Märe. Alles lauscht verwundernd. Gonsi hatte der Ritter, wenn er ein Abendmahllein hören wollte, etwa einen derben Schwank wie den vom Häselin gewählt, vielleicht mit kräftigem Behagen sich erzählen lassen, wie Herr Witzig so und so viel tausend Helme durchhauf gleich einem Schwamm, wie Herr Wolschart vor Kampfesmut brüllte, daß die Mauern wankten. Die Zeit ist anders geworden: jetzt freut er sich, aus schön redendem Munde seine Gedanken grübelnder begierdeloser Liebesfuge zu hören. Und die Damen fürchten sich fast, dem interessanten Dichter, der so herrlich melancholisch singen kann, einen Wunsch zu versagen: wissen sie doch, wie fattvoll und beiseiden er ist, wie hoch seine poetische Neigung ihr eignes Ansehen und die ästhetische Lust aller Hörer steigern kann. Kein lauter Ton, keine Leidenschaft, eher scholaftisch tiffelnde Logik. Es ist die höchste Civilisierung neuer Kunst; der Minnesang ist sehr standesgemäß, zuerst nur für Freiherrn, selbst der niedere Adel rückt erst nach; noch lange ist es für den Fahrenden unschicklich, zu seinen Leuten von der Minne zu singen. Und für Herrn Dietrich und den hörnernen Giegfried ziehen König Artus ein, Herr Gueas und Herr Iwein. Auch das Epos von hoher formeller Vollendung, von großer Zartheit; der Hörer freut sich der fernen Welt, in der es nur Ritter, Damen und allenfalls böse Ungeheuer gibt, die der Held spielend bewältigt. Man will nichts wissen von Bauern und Kaufleuten: deren hatte man im täglichen Leben übergenug; mit denen darf Herr Artus und die Seinen sich nicht gemein machen; der deutsche Poet besetzt sie wohl gar, wo die französische Quelle sie kannte. Diese Wunderwelt herrlicher Verse liebt nur Einzelkämpfe immer stehender Helden; die grobe Massenhaftigkeit des Krieges ist unfein. Nur für höfische, edle Leute schreiben und deklamieren die Poeten, für Leute, die sich an den erhabnen Mustern bildern ritterlicher Jugend ein Exempel nehmen. Die erklärende Form erlebt den höchsten Sieg: ob Frau Kriemhild zu loben oder zu schelten sei, da sie den Gatten zu rächen die Brüder opferte, darüber hat man sehr lebhaft gestritten: für Herrn Luitan und Herrn Iwein hat man nur blinde Bewunderung. Und man hat an sie und ihregleichen

fest geglaubt. In all dem Hörschen sitzt ein atavischer geistlicher Einsylag, der sich in dem obligaten Schlussgebet verrät. Nichts aber hatten die Pfaffen von jeher mehr gescholten als die „Lügen“ der Selbstenfage. So mußte die Rittergeschichte lautere Wahrheit sein: das Publikum will sie skrupellos glauben dürfen, und der Poet gibt gewissenhaft an, daß er aus einem Buch seinen Stoff entnommen habe, womöglich auch den Götter, der ihm das Buch verschafft. Damit war das Gewissen des Dichters entlastet und das Publikum befriedigt. Die klare reine Form ist Alles: der selbständige Gedanke, die eigne Erfindung ist verpönt; bewährte Wahrheit, die Weisheit der heiligen Schrift oder der alten Weisen, ja nichts Eignes, nichts Originelles will das Publikum hören. Und es kennt nur eine Form gehobener Sprache: reinen muß sich alles, der Liebesseufzer wie die Weltgeschichte, das Paternoster wie die Anweisung zum anständigen Essen, die Jugendlehre wie die mineralogische Abhandlung.

In diese höflich und geistlich gebundene Gesellschaft, deren Formverständnis wir noch heute bereiden können, tritt ein großer Dichter, der sein eignes Leben lebt. Auch er kommt um die Bedürfnisse seiner Hörer und Leser nicht herum: er fingiert die Quelle, die er braucht, um nicht Lügner zu scheitern. Dann aber schafft er aus der genialen Kraft seiner eignen Art, für die die typischen Anschauungen der Gesellschaft und der Kirche nicht ausreichen. Und siehe! Leidenschaftlichen Angriffen entgeht er nicht: er redet eine schwer verständliche Sprache. Aber trotzdem: das deutsche Publikum findet sich wunderbar zurecht. „Laien- und nie besser sprach.“ Der Name Wolframs von Eschenbach wird Banner in dem Kampf für die weltliche Bildung gegen die geistliche: der große Meisterpfaffe Klingsof, ja der theologisch gebildete Seufsel selbst erliegt vor der Naturkraft des Laien Wolfram. Er verschmäht die Mäune, denn er kennt die Ehe; er vergißt den Christen und den Ritter über dem Menschen; der Zweifel schreckt ihn nicht, denn nur er führt zur Reife. Sein Publikum hat das naive Genie nicht verstanden, aber geahnt. Bis zu den Sagen des Humanismus gab es keinen bessern Namen. Ich bewundere diesen schnellen und zähen Instinkt.

Die klauenwerte Steigerung formalen Sinnes konnte nicht dauern. Gescheite Männer haben schnell gespürt, daß die rapide wachsende Vielheit formgewandter Poeten den Wert des Einzelnen herabdrückte. Der Adel hat sich überfressen; allgemein wird geklagt, daß die Herren

nicht mehr freigebig spenden wie früher; auf dem feinen Geiste brückte schwer das Bewußtsein, wie unaufhaltsam eine köstliche Zeit der Schönheit und des Seelenadels versinke. Auch am Hofe lacht man bald des selbstquälerischen Minnesangs und läßt sich lieber, noch immer in glänzender Form, ergötzen, wie der Bauer fleißig liebt und trauft. Der Dichterschwarm, wenn er nicht hungern will, muß von Hof und Burg in die Stadt, auf die Straße. Auch hier hat die heilige Form ihre Macht bewährt: das schöne Volkslied des 15. Jahrhunderts dankt einen besten Seil seines Reizes der niebergeliegenden Kunst der Höhe. Freudig empfängt der aufstrebende Bürger die adlige Poesie: die Magdeburger Patrizieröhne beilen sich Tafelrunde und Gral zu spielen. Aber das stoffliche Interesse verschlingt schnell alles andere. Kein Mensch will daselbe Gedicht mehr als zweimal hören: Neues, immer Neues, ist die Lösung; das Lieblingslied von heute, übers Jahr schmeckt es altbacken. Die sinnvollen Einleitungen alter Sage, in denen der Dichter an die edeln Herzen und an den vornehmen Sinn hochstrebender Hörer ansetzt, sie machen jetzt ungeduldig: nur schnell zur Sache; nur Alles hübsch kurz, daß es bequem auf einen Sitz abgemacht werden kann. Zum Hörer ist nun freilich der geduldigere Leser getreten; die billigen Papierhandschriften kommen auf, Bilder beleben den Text statt des lebendigen Vortrags, die Buchindustrie bemächtigt sich des literarischen Verkehrs; bunte Anthologien des Beliebesten werden angelegt. In ihnen dürfen auch die alten Ritter nicht fehlen; noch ist ihr Zauber nicht gebrochen. Aber ihre idealistische Erglühung ist dahin, und die Helten Gawan und Lanzelot müssen sich mit den groben Knollen von Lappenhausen herumtrügeln. Nicht vorbildliche Erhebung sucht man mehr bei ihnen, sondern Kurzweil. Wer kann stets ernsthaft sein: Lachen reinigt das Gemüt. Aber man lacht nicht über das seine Scherzwort, dazu braucht's grobsche Ozenen und deren Spaß. Aus alter Bewohnheit versichert man noch immer, es gelte der Jugend und höfischen Zucht: ist so das Gewissen salviert, dann hört man mit Behagen zu, wie der dumme Söpel Berchsi Triefnas sein liebedliches Mäglein freit. Noch immer liebt man von Herrn Triffans großer Liebe: aber der Purpurmantel verklärter Kunst ist ihm von den Schulkern gefallen, und wie der Zuhler den alten Fahmei betrog, das erzählt sich doch noch pikant aus vertrauter bürgerlicher Nähe. Um die Wahrheit ängstigt man sich nicht mehr: wenn man nur gut

unterhalten wird! Und wozu die ewigen Verse? Prosa zieht nicht nur in Geschichte und Erbauungsliteratur ein, wo sie hingehört; auch der Roman beginnt ihr zuzufallen. Man redet sich ein, daß unter dem Glanz der Worte, dem Zwang der Reime der Sinn leiden könne. Und der Inhalt ist alles: selbst die rückwärts träumenden Schwärmer empfinden der Schönheit alter Kunst kaum einen Hauch, lösen Hartmanns und Wierns Verse wohl gar in schlechte Prosa auf. Der erste Mann lieft jetzt Bibel und Nachschlüssel, allenfalls Reisebeschreibung und Chronik; gutes Deutsch lehren ihn Formulare. Und über die große Zeit bösscher Dichtung stützt ein legendenhafter Schleier. Die alten Dichter sind Romanhelden geworden: Sannhäuser haust im Venusberg, den Möriberger hätte der junge Reifen fast um sein Eheweib gebracht, des Breuningers Herz wird der Geliebten zur herzbrechenden Epäse. Wolfram aber ist der große Weise geblieben: selbst schwere scholastische Gelehrsamkeit wählt den Namen des ungelehrten Laien gern zum empfehlen. den Aushängeschild; nach seinen Helden kauft man noch immer die Rinder; erst Humanismus und Reformation mit ihren neuen Idealen haben auch ihn zu den Toten geworfen.

Die Geschichte des heutigen Publikums der Gebildeten beginnt mit der Gründung des weltlichen Gelehrtenstandes durch den Humanismus. Schon früher hatte lateinische Dichtung, der Waltharius, die Lieder des Ergoeten und seiner vagierenden Genossen, empfindliche Hörer gefunden weit über den Alerus hinaus. Seit sich aber blühende deutsche Dichtung auf den Gehörnern der lateinischen erhob, da war kein Anlaß mehr für den Laien, sich lateinisch zu mühen; das überließ man den Pfaffen, und sie verschmähten nicht, sich Hartmann, Wolfram und selbst Frauenlob lateinisch mündgerecht zu machen. Wer jene poetische Herrlichkeit war längst dahin, als jetzt eine neue lateinische Kunst kostbaren Gehalts, schönheitsstolz, lebens- und lichtsreudig über die Alpen zog. Sie mußte Latein reden: man braucht nur Huttens, Noogeorgs und Trischlins Latein zu messen an ihrem und ihrer Übersetzer Stempeldeutsch, um zu begreifen, daß die Humanisten nur lateinisch die nationale Ehre im Wettkampf der Völker glaubten einlösen zu können. Ein Publikum fehlte ihnen nicht: Fürsten und Patrizier ließen sich den Renaissanceprunk, der ihnen ewigen Nachruhm verhieß, begönnend gefallen, wenn auch Kaiser Max zu Selbes Entrüstung deutsche Verse vorzog; zu den Geistlichen trifft jetzt lateinisch die zweite Gattlichkeit,

berufen die Theologie in dem Weltregiment abzulösen; auch der Adel muß Latein lernen, wenn er brauchbare Beamte liefern will. Die großen Sagen der Lateinschule brechen an, hier von Melanchthon, dort gar von den Jesuiten gepflegt. Nicht nur die bedeutendsten deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts waren Lateiner; noch Fleming und Gryphius dichteten ebenso gern lateinisch wie deutsch, noch um 1650 wurde in Deutschland mehr Latein gedruckt als Deutsch, noch um 1750 erlebte Lotichius neue Auflagen, und eine große neulateinische Anthologie wird frisch auf den Markt gebracht. Noch der Messias und der Frühling haben ein Publikum gefunden, das sie lieber lateinisch las. Wozu beklagen, was notwendig war?

Auch das ungelehrte Publikum des Reformationszeitalters, „das grobe Gefind, welches das Latein gar nit oder wenig versteht“, ging bei der neuen Bewegung nicht leer aus. Des Humanisten Brant Narren lockten mit ihrem Ehellenklang und ihren prächtigen Bildern mehr als fünfzig fromme Büchlein, bis der Kaufmann von dem Kaufseufel in der Gunst des Publikums abgelöst wurde. Die Messe St. Grobians wurde zuerst lateinisch gelesen; das deutsche Schuldrama ist ein bloßer Ableger des lateinischen, und selbst lateinische Aufführungen wurden unter größtem Zulauf durch deutsche Seßbücher und Inhaltsangaben der Schaulust der Ungelehrten zugänglich gemacht. Tros Allen steht der Durchschnittsleser des 16. Jahrhunderts, wo es nicht dem Glauben galt, noch mit einem oder wohl gar mit beiden Füßen im Mittelalter. Die Moral, die nach wie vor Gutes wie Böses decken muß, liebt es jetzt auch aus Cicero und Horaz Sittensprüche anzuziehen; man freut sich in Sans Gachsens deutschen Reimen auch aus Livius und Boccaccio manches zu erfahren. Aber der brave Nürnberger Poet fühlt selbst sehr wohl, daß er ein wenig rückständig ist, daß seine Poesie nur dem gemeinen Mann ein anmüthig Lustgärtlein, dem Gelehrten aber ein Nonnutrum und Meerwunder sei: war es einem Humanisten wirklich übel zu nehmen, wenn er vor der Moralschifferei zurückschreckte, die aus den Schicksalen der unglückseligen Königin Klytännestra lediglich schloß, daß ein kluger Mann seine Frau nicht lange ohne Aufsicht lasse? Sans Gachs war sich der Klust bewußt, die das deutsche Publikum spaltete. Ein literarisch interessierter pommerischer Abtliger, der bis zum Ende des Jahrhunderts über allerlei bemerkenswerthe Ereignisse Buch führt, streift eine Fülle unabhängiger lateinischer Poeten, nicht einen deutschen.

Es ist das geschichtliche Verdienst von Martin Opitz, daß er begonnen hat jene Kluft zu schließen. Den Ehrenstitel „Vater der deutschen Poesie“ hat er auf seine Art redlich verdient. Dem großen Adel hat ihm ermöglicht, die Götter dieser Erde, dazu den hohen Adel und nicht zuletzt den Hochmut der Gelehrten wieder für deutsch geschriebene Verse zu interessieren; sein berühmtes Beispiel hat die Überzeugung durchgesetzt, daß Niemand sich etwas vergebe, der die lateinische Reinsprache nicht nun ins Deutsche übertrug, den Hexameter durch den Alexandriner ersetzte. Der Entschluß wird vielen schwer: sie veräumen nicht, in den Widmungen wieder und wieder zu betonen, daß sie nur für die siegreichenden Helden ihrer Zeit, nicht für den gemeinen Pöbel schreiben; selbst harmlose Lieberdichter tun aufs schmerzlichste betonen, daß ihre Verse von Schneidergesellen und Schlosserjungen, in den Dorfschenken und auf den Bierbänken ge- und zerlungen werden; noch die asiatische Bausteine schämt sich fast, das schlichte deutsche Kleid statt des glänzenden lateinischen Schmuckes angelegt zu haben. Es ist schon alles Mögliche, als Dietrich von dem Werder, ein Edelmann, kein Gelehrter, nicht nur für Kavaliers, Kriegshelden und Obristen, sondern für alle dichten will, die ihre Jugend und Mannheit für das liebe Vaterland anzuwenden entschlossen sind. Aber das Gesunde und Notwendige setzt sich durch. In schweren unfrohen Schuljahren künftiger Künstelei quält sich die deutsche Sprache über den Marterweg der verschiedensten Stile hin; und sie wird, von Opitz reich und kräftig, doch plump und undiebsam übernommen, in zwei Generationen nicht nur korrekt und rein, sondern leicht, ausdrucksfähig, leider selbst üppig. Ihre Lehrenmeister stammen aus Schlesien und Gachsen, den gelobten Ländern der gelehrten Lateinschulen, aus denen wie aus dem Bauch des trojanischen Pferdes Scharen lateinisch gerüsteter Männer hervorprangen. Begierig drängen die mittlern Stände zu, als die vornehme Poesie in der heimischen Sprache zu ihnen redet: der prangende Pomp förmlicher Fest- und Trauergedichte sinkt allmählich herab zu den gewagten Plattsätzen und Tadeln der ordinärsten Gelegenheits- und Befehlverfeiler. Aber es so weit ist, hat er dennoch eine ästhetisch erziehende Wirkung auf weite Kreise ausgeübt, so viel Schmunzeln und Schlammen ihm anlebte. Man soll das dem vielgeschmähten Jahrhundert des großen Krieges, dem Laine in unhistorischer Misgastung die deutsche Literatur fast abspriecht, nicht vergeßen. Wirklich populär ist diese

höflich-idealistische Kunst mit ihrer köstlichen Wirklichkeitsflucht, mit ihrer ausschließlichen formellen Richtung freilich nicht geworden. Auch beim Adel nicht, der immer noch lieber französisch und italienisch liest als deutsch: Liselotte hat in der Heimat nie einen Roman in der Hand gehabt, der Briefwechsel ihres Vaters nennt Lancelot und Pantagruel, Corneille und Lasso, aber keinen deutschen Poeten. Nur in den gelehrten Kreisen wiegt man sich wohl in dem seligen Traum, eine Wunderhöhe erreicht zu haben, daß die deutsche Poesie gar nicht höher steigen könne. Das große Publikum bevorzugt allerlei Novellen, Anekdoten und kuriösen Kram, der noch stark nach dem 16. Jahrhundert schmeckt. Aber das vielgesungene Gesellschaftslied der neuen Art war auf allen Lippen, und die ursprüngliche Leidenschaft des unglücklichen Johann Christian Günther, der der gehobenen Form menschlich ergreifenden und verständlichen Inhalt gab, errang der schlesischen Poesie den ersten großen volkstümlichen Erfolg.

Der Kreis des empfindlichen literarischen Publikums wächst nun mit jedem Tage. Die Mauer zerbröckelt, die den Gelehrten vom großen Bürgertum trennt. Er wird „politisch“ und „polit“: Weise und Schomafus, die sich mit vollem Bewußtsein nicht an Fürsten und Herren, sondern an ihre Standesgenossen wenden, wollen gewandte menschenkundige Welkleute erziehen; die beliebten Abenteuerromane reißten ihre Herzen durch die Breite der Welt; selbst der abwekende heroische Roman lockt Leser an, indem er politische Erziehung durch verkleidete Hofgeschichten zu erteilen vorgibt. Und der politische Mann wird weiter galant. Die Stichworte Geschmaß, Saff, bon sens, common sense halten ihren Eingang. Schon geht ein Sturm der Entrüstung durch das deutsche Publikum, als französischer Übermut den Deutschen die Gabe zum bel esprit, zum schönen Geist abzusprechen wagt. Und endlich das erlösende Wort „Vernunft“! Eine nie versagende, mathematisch-logische Methode lehrt, mit Hilfe „vernünftiger Gedanken“ alles abzuweisen: wozu also viel Gelehrsamkeit? „Der Vernünftler“, „der Bieder-mann“ und wie die Wochenschriften heißen, verbreiten gut bürgerliche Bildung. Die glänzende Liebe zu Gellert, der nicht für Hof und Gelehrte schreibt, sondern für vernünftige Männer und das kluge Frauenzimmer, der selbst die Schwachen am Geiste nachschichtig leiten möchte, diese Liebe vereinigt die Nation: nie war ein deutscher Dichter so verehrt worden, wie dieser Hofmeister und Reichsvater Germanicus. Der Der-

munst paart sich das zürliche Herz, beide sind nicht an Bildung und Stand gebunden: Gellers Lieder und Fabeln stehen auf dem Bücherbrett der deutschen Wohnstube, die wir aus Giodowicis Bildern in ihrer reizlosen Ähnlichkeit kennen. Die demokratische Verbreiterung des Leserkreises war fast zu schnell gegangen.

Da hebt, vorbereitet durch den aristokratischen Zug des Pietismus, der in dem Conderleben des religiös begnadeten Menschen einen reichen Quell gemüthlicher Vertiefung aufgedeckt hatte, eine neue starke Flut des Humanismus unsere Literatur abermals hoch empor über das Niveau des Durchschnittslesers. Der große Erfolg dieser letzten Welle ist die Erkenntnis des Genies, des Originals, der einzelnen Persönlichkeit. Dies hatte der Drang dahin in dem Humanismus gelegen, seit die Poeten des 15. Jahrhunderts in Italien die Retiaissancegröße freier schöner eigener Menschen bewundert hatten. Aber Kirche, Fürstentum, dazu Noth und Misere des Lebens hatten die Entwicklung der Reime gehemmt. Jetzt war die Stunde gekommen. Und das Publikum geht zunächst mit, enthusiastisiert sich für das Recht des Herzens, zittert in einer nachsichtigen Duldung, die selbst vor dem Teufel nicht verzagt, für den edlen Gefallenen Abbadonia, weint an dem Grabe des selbstmörderischen Jünglings, dessen Herz zu sein gewesen für dieses grobe Dasein, und schwärmt für den stolzen Räuber Moor, der die schlechte Welt aus seinem großen Herzen neu gebären möchte. Dies Publikum lernt künstlerische Persönlichkeiten in ihrer besondern Art erfassen statt schlechter zu bewundern oder abzulehnen, es gewinnt ein inniges persönliches Verhältnis zu seinen dichterischen Lehrern und Freunden. Und der Einzelne zieht auch in die Mobilisirung ein; die Stände- und Typensatiren, die von Brant bis auf Rabener und Gellert so beliebt gewesen, behagen nicht mehr; selbst Hanswurst und Lissete müssen sich stark individualisieren, wenn sie gebildet werden wollen; Goldat Kaufmann, Kaufmann Gilzig, Bauer Gutherz, Pfarrer Brömmeling und wie sie heißen, müssen die Stützen ablegen, die widerben teutschen Reden und die großen Banditen, die gegen eine Welt in Waffen stehen, sind Lieblinge des Lesepublikums; der vorurteilslose Conderling, die tugendhafte Gänderin errungen bei Noth und La-fontaine Triumphe; die weibliche Lieblingsgestalt der Bühne wird die junge feste Witwe, die, dank ihrer ersten Heirat ökonomischer Enge entrückt und im Leben erfahren, sich nun ungenient ausleben darf,

oder auch die Naive, die in genialer Unschuld, unbeeinträchtigt durch Rücksicht und Bildung, ihr reines Menschentum entfaltet. Auch das Genie kann trivialisiert werden. Über all diesen Herrlichkeiten hatte man freilich die Fühlung mit der gereiften Größe Goethes verloren. Der „Gauß“ von 1790 war eine der großen Enttäuschungen, an die sich Goethe seit Italien hatte gewöhnen müssen: was war Gretchen, dies „Alltagsgemüth“, gegen Gull? Er konnte warten. Schon im Sommer 1802, gerade vor 100 Jahren, kündete der junge Gtraordinarius Schelling auf dem jenseitigen Ratheder in prophetischer Begeisterung das eigentümlichste Gedicht der Deutschen. Jetzt ist der Gauß unserer populärste Werk. Ehre dem Publikum, das so sich zu entwickeln weiß!

Das eigentümlichste Gedicht der Deutschen! Gerne stimmen wir zu. Auch der Humanist Gauß gelangt aus dem Mittelalter durch die Antike zu der individuellen Schaffenskraft der neuen Zeit. Wir empfinden bewegt die tiefe Symbolik dieser Handlung. Wenn man das verflorene Jahrhundert das deutsche nennen durfte, so hat das humanistische Gynaasium Wilhelm von Humboldts daran seinen vollen Anteil. Bei der öffentlichen Meinung und sonst ist es heute in Ungnade gefallen. Das ist begreiflich. Humanistische Bildung seilt ihren Jüngern einen aristokratischen Idealismus in die Seele, wenn sie etwas faugt; zu unsern demokratischen und praktischen Tagen mag das nicht passen. Ich finde es nur in der Ordnung, wenn sich Gewatter Schneider und Handschuhmacher über die ganz unnützen toten Sprachen entkräften, mit denen ihre Jungen für das feine Schulgeld geplagt werden. Daß auch sehr ernsthafte und urteilsfähige Männer die Gleichwertigkeit von Gynaasium und Realschule für mehr als fiktiv halten, weiß ich und ehre ich, ohne sie zu verstehen. Die Zukunft wird die Antwort nicht schuldig bleiben. Eins freilich könnte man sich jetzt schon sagen: verlassen wir die besten Grundlagen unserer deutschen Kultur, dann lockern wir auch unser Verhältnis zu Goethe und Schiller:

tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Gaccus und Pindar?
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt.

Wer dieses Kenion unserer Größten verschmährt, hat zu dem Allerheiligsten ihres Hauses keinen Zutritt. Was ist ihm Helena? Wir sollten uns doch bedenken, ehe wir den köstlichsten Besitz deutschen Geistes zum alten Eisen werfen. Wer soll ihn ersetzen? Ihn etwa oder gar

Sollst du? Auf der abschüssigen Bahn ist jetzt kein Halt mehr. Aber ich bekenne mich zu dem Glauben des Magister Isaac Frörsen, der im Jahr 1613 die Wollen für das Straßburger Publikum veräußerte. „Unter andern hohen und sonderbaren Liebe- und Gutsaten, so der Götter und Allmächtige Gott unserm vielgeliebten Vaterland hochloblicher Deutschher Nation gnädigst erwiesen und erzeigt hat, ist in Wahrheit diese nicht die geringste, sondern die fürnehmste zu schätzen und zu halten, daß er so viel herrliche und vortreffliche Christen Griechisch- und Lateinisch in allerlei Facultäten Künste und Tugenden nicht in der erbärmlichen Brunnst der unsäglichen Cummen Bücher zu Antiochia und Constantinopel, nicht unter dem Wütrich und Erzfeind aller Künsten, Tugend und Christen, Attila, der Hunnen König, lassen zu Grund gehen und verloren werden, sondern derselben eine schöne Anzahl uns genädiglich lassen zu kommen und erhalten werden.“ Ja, und ich glaube, daß Gott besonders an seine lieben Deutschen gedacht hat, als er den Geist von Sella aus dem Grabe erlösen ließ; und da vertan ich denn: die Alten haben uns schon so oft geholfen, sie helfen uns wohl auch künftig zu uns selbst zurück.